

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 45 (1941-1942)
Heft: 18

Artikel: Der Engel Sibiriens
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672317>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

an und stieg in jubelnden Fanfaren zum blauen Sommerhimmel. Caro verbat es sich mit gehässigem Bellen. Frau Reinhold rang in stummer Entrüstung die Hände.

Bei dem wenig gemütlichen Mittagessen, bei dem die Magd mit dem Hund, die Frau mit der Magd und der Herr mit der Frau mißliebige Auseinandersetzungen hatten, rettete sich der Hausherr mit seiner Pfeife in die grüne Dämmerung des Gartenhauses, und wie gewohnt schlief er bei den letzten Zügen in seinem Schaukelstuhl ein.

Mit sanftem Schnarchen sank er ins Reich der Träume, das Heben und Senken der atmenden Brust hielt den Schlafenden in leise schaukelnder Bewegung, er bot ein Bild wohliger Ruhe.

Plötzlich riß ihn ein schmetternder Triller in die Wirklichkeit zurück. O diese vermaledeiten Maler!

Dennoch, er konnte ihnen das Singen bei der Arbeit nicht verbieten. Nicht einmal seine Gattin brachte es übers Herz. Wie heiß es war! Die beiden mußten wohl tüchtig schwitzen auf ihrem Gerüst. Die Sonne im Rücken, das Gesicht der weißen Mauer zugekehrt, welche die aufgenommene Wärme verschwenderisch zurückstrahlte, wurden sie von beiden Seiten angeglüht, daß ihnen die Kehle eintrocknete. Herr Reinhold be-

merkte, wie die Bewegungen langsamer, schwerer, mühsamer wurden und wie beide immer wieder mechanisch den Schweiß von den triefenden Stirnen wischten. Der Gesang verstummte, Herr Reinhold schlief wieder ein. In glühenden Tropfen floß das Sonnengold vom blauen Junihimmel hernieder. Herr Reinhold erwachte und entledigte sich seufzend seines Kragens. Er blinzelte durchs Blattgewirr. Mit matten Bewegungen fuhren die Pinsel der Maler über die Mauer, die Stille war bedrückend. Wenn doch die Maler fängen!

Plötzlich riß Herr Reinhold die Augen weit auf, träumte er noch? War das wirklich seine Frau, die mit einem wohlgefüllten Mostkrug und vier blanken Gläsern daherkam und die den stummen Malern mit bezwingender Liebenswürdigkeit zurief:

„Sie laufen Gefahr, auszutrocknen da oben. Machen sie uns das Vergnügen, eine kleine Erfrischung mit uns zu nehmen!“

„Liebe, wackere Frau!“ schmunzelte Herr Reinhold, er verzieh ihr in diesem Augenblick ihre sämtlichen Fehler.

Ihm schien, noch nie hätten die Gläser so hell geklungen, wie bei ihrer Aufforderung: „Trinken Sie, meine Herren, eine trockene Kehle schenkt keine Lieder!“

Rudolf Weckerle

Der Engel Sibiriens

Endlose Reihen von Wagen fahren durch das Land, vollgepfropft bis auf die Trittbretter und die Gepäckneze mit Gefangenen. Ernste Gesichter blicken todmüde aus den Fenstern. Weithin leuchtet auf anderen Wagen das rote Kreuz im weißen Feld: Verwundetentransporte. Da trägt einer den Arm in der Schlinge, dort geht einer an der Krücke, und hier fehlt einem die Hand. Da vorne starrt einer mit blicklosen Augen in die Ferne, die schwarze Binde, die seine blinden Augen decken sollte, hat er abgerissen; er kann es immer noch nicht fassen, daß es für ihn keinen Tag mehr gibt. Einige liegen stöhnend auf ihren schmalen Betten, andere fühlen im Markfrosenrausch ihre Schmerzen nicht mehr, und wieder andere finden in einer endlosen Ohnmacht Ruhe.

Kriegselend, wohin man das Auge wendet. Wieviel Schmerz, wieviel Not, wieviel abgrundtiefes Grauen ist hier auf kleinem Raum beisammen.

Könnten diese Sätze nicht vor wenigen Tagen geschrieben worden sein, irgendwo in einem der kriegsführenden Länder? Sie sind es aber nicht, sie sind vielmehr die Wiedergabe des ersten Eindrucks, den die 25jährige Elsa Brandström im Herbst 1914 von den Gefangenen- und Verwundetentransporten erhält, die Petersburg passieren. Dieser Eindruck wird bestimmend für ihr ganzes spätere Leben. Elsa Brandström ist im Jahre 1888 in Petersburg geboren, wo ihr Vater Attaché an der schwedischen Gesandtschaft ist. Nach drei Jahren siedelt die Familie wieder nach Schweden über, und Elsa wächst mit ihren zwei

Brüdern in einer kleinen Stadt auf. Dort verlebte sie eine denkbar glückliche Kindheit. Mit 20 Jahren kehrt sie nach Petersburg zurück und lernt dort die beste Gesellschaft und das glänzende russische Hofleben der Vorkriegszeit kennen. Schon jetzt ist aber in ihr das Gefühl für fremde Not stark entwickelt. Selma Lagerlöf, der Elsa Brandström einmal in dieser Zeit begegnet, weiß von ihr zu berichten: „Meine junge Landmännin begann von ihrer Sehnsucht zu sprechen, das unbefriedigende Vergnügungsleben zu verlassen, sich in eine ernste Arbeit voller Anforderungen zu stürzen. Es schien indessen, als ob ihr Weg durch das Übermaß von Glück, in dem sie lebte, versperrt würde.“

Doch sie sollte den ihr bestimmten Weg noch finden. Die Not der Verwundeten hat sie im Herbst 1914 aufgerüttelt. Sie will helfen — und sie kann helfen. Zuerst besucht sie im europäischen Rußland Gefangenenlager und Spitäler und versucht, durch ihre Beziehungen zu hochgestellten Persönlichkeiten Verbesserungen zu erwirken. Aus eigenen Mitteln und mit Geldern, die sie vom Roten Kreuz erhält, werden Kleidungsstücke angeschafft und den Bedürftigsten verteilt. Sie sieht jedoch bald ein, daß alle diese Arbeit nur so wirkt wie der Tropfen auf den heißen Stein. Es muß im Großen geholfen werden, wo sie bisher im Kleinen zu helfen versuchte. Zusammen mit einer Freundin reist sie deshalb nach Berlin und klärt das dortige Kriegsministerium über die Lage der in Rußland Gefangenen auf. Der Eindruck, den ihr Bericht macht, ist derart, daß ein großes Hilfswerk eingeleitet wird, das für Hunderttausende von Gefangenen Rettung bringt.

Mit einem Liebesgabentransportzug geht Elsa Brandström nach Sibirien. Sie will selbst dazu sehen, daß die Spenden auch diejenigen erreichen, für die sie bestimmt sind. In Orjetensk, östlich vom Baikalsee, kommt sie zu einem Gefangenenlager, in dem eine Flecktyphusepidemie ausgebrochen ist. Die Zustände, die sie dort findet, sind grauenhaft. Sie schildert sie selbst folgendermaßen: „Im Herbst 1915 wurden in diesen Lagern 11 000 Gefangene einquartiert, so daß Baracken mit 500 Plätzen 800 und mehr Mann aufnehmen mußten. Da die Baracken von früher her durch Flecktyphus infiziert waren, brach bald eine

schwere Epidemie aus. Man hatte die Kranken in einigen Hütten gesammelt. Dort war der Boden mit Menschen übersät — die einen halbnackt, andere in Uniformen und Stiefeln, an einigen Plätzen standen eiserne Bettstellen ohne Stroh, auf jedem Bett lagen zwei Kranke und oft noch zwei darunter. Im ganzen „Krankenhaus“ war nicht eine einzige Decke oder ein Kissen vorhanden; da und dort hatte einer ein Stück Holz als Kopfpolster. Es gab kaum so viel Wasser, daß jeder Gefangene einen Becher voll bekommen konnte, und doch sollte es zum Waschen, Trinken und Kochen ausreichen. Da lag ein junger Mann in einer Ecke: Kein Haustier auf dem Hofe seines Vaters verging so in Schmutz wie er. „Grüßen Sie meine Mutter, aber erzählen Sie ihr nie, in welchem Zustand ich sterbe“, war seine letzte Bitte. Elsa Brandström veranlaßte den Lagerkommandanten, der das Lager noch nie betreten hatte, mitzukommen, und sie zwingt ihn, eine der verseuchten Baracken zu betreten. Er prallt entsetzt zurück und läßt nun der schwedischen Helferin freie Hand für alle Maßnahmen. Jetzt geht es an ein Arbeiten! Eine Baracke wird in ein Krankenhaus umgewandelt. Elsa Brandström und ihre schwedische Freundin, Frau von Heidenstamm, nähen selbst die Strohsäcke, um die Kranken besser betten zu können — und wenn die Nähnadeln bei der ungeheuren Kälte an ihren Fingern festfrieren, heißt es lachend: „Natürlich, wir reißen sie wieder ab.“ Aber nicht nur materiell bringt die junge Schwedin den Gefangenen Hilfe. Ihre strahlende Lebenskraft, ihr sonniges Gemüt weckt die Gefangenen aus dumpfer Verzweiflung und läßt sie wieder auf ein besseres Einst hoffen. Trotz ihrer ausgezeichneten Konstitution hat sie sich aber eine Infektion zugezogen. Sie erkrankt an Flecktyphus und kann nur unter großen Gefahren nach Irkutsk gebracht werden, wo sie erst nach langer Krankheit wieder gesund wird.

In den nächsten Jahren wird sie nun wirklich das, als was die Soldaten sie bezeichnen, der Engel Sibiriens. Überall, wo die Menschen am unglücklichsten und elendesten sind, erscheint sie und bringt Hoffnung und Hilfe. Sie geht unerschrocken immer wieder zu den gefürchtetsten Lagerkommandanten, um die zum Tode Verurteilten

loszubitten, um eine menschenwürdige Behandlung der Gefangenen zu erreichen. Sie setzt ihre Gesundheit immer wieder aufs Spiel, um den Kranken zu helfen, und manchem Sterbenden hat sie die letzten Stunden leichter gemacht. Von Lager zu Lager fährt sie, dabei Entfernungen durchmessend, die so groß sind, wie die Ausdehnung von ganz Europa. Oft steht ihr Leben in Gefahr, aber immer wieder rettet sie ein gütiges Schicksal. Am meisten Mut und Selbstaufopferung werden von ihr gefordert, als in den zwei Jahren nach Friedensschluß die Verhältnisse in Sibirien durch die russischen Bürgerkriege völlig unhaltbar werden. Die neutralen Mächte rufen ihre Landsleute zurück, weil sie ihnen keinen Schutz mehr zu bieten vermögen. Elsa Brandström bleibt auf eigene Verantwortung. Als sie sich selbst nicht mehr zu schützen weiß, begibt sie sich unter den Schutz der Kriegsgefangenen, die viel lieber ihr Leben hergeben, als daß sie ihrem „Engel“ etwas geschehen ließen. Im Jahre 1920 aber muß sie doch zurück, um ihren schwerkranken Vater zu pflegen. Ein Jahr später, nach seinem Tode, geht sie nach Deutschland und schreibt dort ein Buch über ihre Erlebnisse: „Unter Kriegs-

gefangenen in Rußland und Sibirien“. Mit dem Erlös daraus gründet sie ein Arbeitsanatorium für ehemalige Kriegsgefangene, das bald in voller Blüte steht. Sie entschließt sich im Jahre 1923 zu einer Vortragsreise durch Amerika, von wo sie mit reichen Mitteln wieder zurückkehrt. Jetzt erstet sie Schloß Neusorge in Sachsen, womit sie ihr Lebenswerk für die ehemaligen deutschen Gefangenen fortsetzt. Im November 1930 heiratet sie den Ministerialrat Prof. Ulrich, dem sie im Jahre 1935 mit ihrer Familie — 1932 ist ihr ein Töchterchen geboren — nach Boston in Nordamerika folgt. Große Anerkennungen sind ihr zuteil geworden. Eine Reihe von Universitäten haben sie zu ihrem Ehrendoktor gemacht. Am besten kennzeichnet wohl die Urkunde, mit der ihr die Universität Tübingen den juristischen Ehrendoktor verlieh, ihr Wesen und Werk: „Die dem Gebote des Herzens folgend, mutig für die Bedrängten eintrat und den Schwachen half, die das Recht der Menschlichkeit siegreich verteidigte gegen Gewalt, die Brücken schlug von Volk zu Volk und von Mensch zu Mensch, stärker als das Recht sie zu schaffen vermag.“

-ul-

Bücherschau

Gedanken über Kultur und Lebensführung. Von Dr. Paul Schmid. 48 Seiten. Oktav. Preis broschiert Fr. 1.85. Verlag Buchdruckerei Müller, Werder & Co. A.-G., Zürich, Wolfbachstr. 19.

Das vorliegende Schriftchen „Gedanken über Kultur und Lebensführung“ enthält vier Radiovorträge, die Dr. Paul Schmid im Studio Zürich gehalten hat. Die Veröffentlichung erfolgt auf Wunsch einer großen Zuhörerschaft. — In den „Gedanken zur Kultur“ (einem Kurzvortrag) spricht der Verfasser von der überragenden Bedeutung, die dem Seelischen innerhalb der Kultur zukommt. — In der „Erziehung zur Ehrfurcht“ legt er die Gründe für den zunehmenden Mangel an Achtung und Autorität dar und gibt in seinen letzten, „Vom glücklichen Leben“ und „Über die seelische Gesundheit“ betitelten Ausführungen Anleitung zu einer mutigen und kraftvollen Lebensführung.

Eugen Wyler, Der Staufsee. Roman. Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel. Leinenband Fr. 6.50. Eugen Wyler schildert den Kampf zwischen den boden-

ständigen Bergbauern, die sich für ihren Grund und Boden wehren gegenüber dem Vordringen der Technik. Markante Gestalten sind es, diese Albtaler Bauern, die fest an ihrem ererbten Gut hängen. Aber sie können nicht aufkommen gegen die Befürworter des Neuen, das der Allgemeinheit Licht und Kraft bringen soll. Einen heftigen inneren Kampf müssen sie mit sich ausfechten, bis sie den Schmerz, der ihnen die Preisgabe ihres Heimetli bereitet, überwunden und bis sie die Kraft gefunden haben, sich eine neue Heimat zu schaffen. Das Buch enthält eine Reihe prächtiger, eindrucksvoller Szenen, zum Beispiel die Beratung der Hirten, die Landsgemeinde in Glarus, die Fahrt in den Stollen im Innern des Wiggis. Es ist Wyler meisterhaft gelungen, den Gegensatz zwischen Landwirtschaft und Industrie hervorzuheben, aber auch zu betonen, was die beiden miteinander verbindet. Als Bild aus der Gegenwart, wo in allen Landesteilen große Kraftwerke geplant werden, weshalb ganze Dörfer unter Wasser gesetzt werden sollen, wird der Roman unbedingt eine stattliche Leserschaft finden.

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Zürich 7, Rütistrasse 44. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unverlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstraße 19, Zürich. Telefon 2 35 27